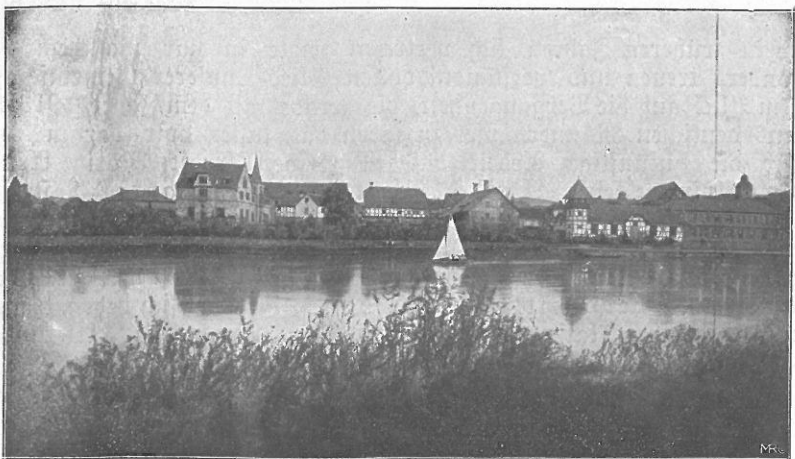




• Wilhelmshof.

I. Rückblick und Ausblick.

Vom Herausgeber.

Immer breiter wird der Strom von Menschen und Kräften, der sich von Wilhelmshof aus nach den überseeischen Gebieten wendet. Seit Bestehen der Deutschen Kolonialschule sind jetzt insgesamt fast schon 600 Kolonialschüler hinausgezogen und dort in der einen oder anderen Art berufstätig sesshaft geworden. Aber nicht nur breiter und dabei flacher, sondern, Gott sei Dank, auch tiefer und kräftiger ist die von hier ausgehende Strömung geworden. Immer wieder tritt diese erfreuliche, dankenswerte Tatsache ins Bewußtsein, wenn wir von alten Kameraden und Freunden überm Meer Kunde erhalten, sei es durch das geschriebene Wort, sei es durch die mündlichen Berichte der zahlreichen und treuen Besucher, die auf dem Heimatsurlaub Wilhelmshof als ihre zweite alte Heimat in treuer Anhänglichkeit auffuchen. Die mancherlei neuen Zeichen dieser Anhänglichkeit, wie sie namentlich unser Aufruf für den Bau des Bismarkturm und die alte und doch immer wieder neue Anregung für ein Heim alter Kameraden gerade neuerdings uns gebracht haben, beweisen nach wie vor, daß, aller unvermeidlichen Rückschläge oder auch Schwächen unserer Arbeit zum trotz, die Gedanken, die Ziele, die sich im Bestande der Deutschen Kolonialschule verkörpern, lebenskräftig und wirksam sind. Mag auch noch so oft der Idealismus, weicher sinn- und stiftungsgemäß mit Wilhelmshof in allen seinen Gliedern lebendig verbunden sein sollte, bezweifelt, bekrittelt und bekämpft worden sein und auch in der Zukunft noch werden wird. Wir wissen, gerade aus den Erfahrungen der letzten Semester, daß dieser Idealismus doch ein gut Stück Realität und Wirklichkeit besitzt und daß das junge Geschlecht in seiner Mehrheit darin mindestens ebenso kräftig lebt, als wie

B

er in früheren Jahren sich vertreten zeigte in gar manchem besonders treuen und verständnisvollen Gliede unserer Gemeinschaft. Im Blick auf die Vergangenheit, die gerade mit dem Jahre 1913/14 uns deutschen Männern viel zu sagen hat, lassen wir darum uns für die zukünftige Arbeit das Wort von Ernst Moritz Arndt zum Ansporn sein: Auf, bleibet treu und haltet fest, so wird euch mehr gelingen! Wer, wie wir, um mit den Worten eines ernsten deutschen Mannes zu reden, die Aufgabe hat durch seine Arbeit daheim und überm Meer „Deutsche Gedanken in der Welt zu verkünden“, der mag sich heben, tragen und antreiben lassen von dem schönen Worte, das Alexander Schróder dem deutschen Vaterlande zugerufen hat:

Bleib du verschwenderisch! Streue die männliche
Saat deiner Zukunft über die Länder hin,
Das Schwert im Gürtel und den Delzweig
Rüstigen Friedens in Händen tragend!
Denn nicht nach Geld und schönem Gemach und Haus
Und vollen Tafeln fragt der Dämon Dich,
Der richten kommt: er fordert Söhne,
Schwer von Gedanken und schwer von Fäusten.

Solche Söhne im Dienst des Vaterlandes zu schulen, zu bilden und auszusenden, das ist und bleibt Wilhelmshofs edelstes Ziel.

Das Sommersemester weist die gleiche Zahl wie das Wintersemester von 96 Kolonialschülern auf, obwohl wir damit die eigentliche Belegziffer unserer Anstalt wiederum überschritten haben. Damit rückt die wichtige Frage uns doppelt näher, ob und wie wir unsere äußeren Einrichtungen durch die Ergänzung des benachbarten Collmannschen Grundstückes besser ausgestalten können. Dieses große Anwesen, welches ja an sich zur Abrundung für den bisherigen Besitz von Wilhelmshof wie geschaffen schien, haben wir um Weihnachten, allerdings in Rücksicht auf den sehr hohen Kaufpreis nicht ohne erhebliche Bedenken, durch Kaufvertrag für unseren Besitz gesichert. Wir waren durch eine Reihe eigenartiger Umstände zu dieser schwerwiegenden Entscheidung gezwungen; denn wir durften es in Rücksicht auf die Weiterentwicklung der Kolonialschule nicht darauf ankommen lassen, daß etwa andere Liebhaber (die Kaiserliche Postverwaltung) uns dauernd nach der Richtung hin einen Niegel vorgeschoben hätten. Wir haben bereits die nördliche Hälfte des Grundstückes im Anschluß an unsere Gartenanlagen in Besitz genommen, den vorhandenen Gühnerhof sachgemäß für unsere Zwecke hergerichtet und in den anderen Teilen das Warmhaus der Gemüsegärtnerei und die Warmbeete verlegt. Diese Anlage liegt dort wesentlich günstiger als an ihrem früheren Platz innerhalb der alten Gartenanlagen. An jener Stelle sind neue Anlagen, einschließlich eines kleinen Teiches entstanden, die sich dann, in der Verlängerung nach Süden hin, fortsetzen bis zum

Anschluß an die kleine Parkanlage des alten Collmannschen Gartens. Wann wir das Haus in Besitz nehmen, steht noch nicht fest, es ist vorgesehen, daß es früher oder später zum Praktikantenhause eingerichtet wird und daß im jetzigen Praktikantenhause, der alten Frauenschule, vielleicht das Museum untergebracht wird, da die bisherigen Räume nicht mehr ausreichen und schon sehr überfüllt sind.

In der Nordostecke der Gartenanlagen, nächst dem alten Bootsteg, erbauen wir zur Zeit ein Bootshaus für 6 Boote, mit anstoßendem Laubengang, längs des Gartengitters am Leinpfad. Auf dem Werkstättenhof entsteht eine große Maschinenhalle, zwischen Schmiede, die vergrößert wird, und Pferdestall.

Das Wintersemester wurde am 1. April geschlossen. Der gesamte Abgang dieses Semesters erreichte die Zahl von 31 Kolonialschülern. Darunter waren allerdings elf, die unfreiwillig ausschieden. Gerade aus letzterer Zahl ist zu entnehmen, daß der Lehrkörper nach wie vor auf dem Standpunkt steht, entsprechend den gleichen Anschauungen des Kuratoriums, daß an den alten Grundsätzen und Zielen der Kolonialschule unbedingt festgehalten wird und darum diejenigen, deren Art, Haltung und Streben mit jenen Grundsätzen auf die Dauer nicht zu vereinbaren sind, Weisung und Rat erhalten, auf die koloniale Laufbahn zu verzichten oder sich einen anderen Uebergangsweg dorthin zu wählen. Entsprechend der wachsenden Ausgestaltung unseres Lehrplans sind die Ansprüche hier, namentlich auch durch die Einrichtung der Semesterprüfungen und durch die strengere Handhabung der Bedingungen für die Zulassung zur Diplomprüfung neuerdings wesentlich gesteigert worden. Eine kleine Schar von fünf lieben Kameraden sahen wir außerdem, nicht ohne gewisse Sorgen, einem begeistert aufgegriffenen Ziele, nämlich Canada, zustreben.

Ferner erhielten die acht nachbenannten Kolonialschüler das Diplomzeugnis: Beck, Kaumann, Kestermann, Kirchner, Roehn, Rothe, Stranzen, Scharf.

Als Diplomarbeiten wurden von diesen die nachfolgenden Thematata bearbeitet:

„Welche Schäden hemmen den Aufstieg des heutigen Indiens?“

„Durch welche Vorzüge und Hemmnisse ist die Entwicklung der deutschen Südseekolonien bedingt?“

„Durch welche Vorzüge und Schwächen wird die Mitarbeit der Bantuneger bei der kulturellen und kolonialen Arbeit Afrikas bedingt?“

„Die Bedeutung der deutschen Kolonialwirtschaft für unsere gesamte Volkswirtschaft.“

„Welche Faktoren beeinflussen die politischen und wirtschaftlichen Erfolge der Engländer in Ostindien?“

„Welche Kräfte bedingen die überragende Stellung der europäischen Völker in der Weltentwicklung?“

„Welche Vorteile und Nachteile beeinflussen die koloniale Entwicklung der drei größten Inseln der Erde?“

„Die Bedeutung der Kolonialhygiene für die Kolonialwirtschaft.“

Herrn Beck wurde nach einjähriger Vorbereitung hier seine frühere Vorbildung und seine vierjährige erfolgreiche Tätigkeit als Missionar in Indien in Anrechnung gebracht, so daß er bereits nach einem Jahr zur Diplomprüfung zugelassen wurde.

Kamerad Scharf ist bereits nach Kamerun ausgereist, wohin ihm voraussichtlich binnen kurzem Rothe folgen wird. Beck ist zurück nach Indien gegangen, Koch zu vorübergehenden Aufenthalt und Erweiterung seiner Kenntnisse nach England (Kew Saardens bei London), Stranzen dient in Wiesbaden, Kaumann in Worms, und Kestermann ist für den Sommer noch auf einem Landgute tätig, (Burg Lohra bei Niedergebra), um dann im Herbst seiner Militärpflicht zu genügen und darauf nach Südwest überzusiedeln. Kirchner, der zu unserem großen Bedauern nicht, wie er wollte, wegen schwerer Erkrankung dienen konnte, hält sich zu seiner Erholung in Noordwyk aan Zee in Holland auf.

Die scheidende Gruppe I hat der Kameradschaft eine Hahn-Doppelflinte, Kaliber 16, mit 100 Patronen zum Geschenk gemacht.

Die Aemter in der Kameradschaft wurden für dies Sommersemester besetzt wie folgt: Ältester: Disselhoff; Sprecher: Blankenhorn; Kassenwart: Fertsch; Ehrenrat: Blankenhorn, Benema; Stellvertreter: Brepohl; Beisitzer im Ausschuß: Denk, Erb, von Gustedt, Benema; Stellvertreter im Ausschuß: Meyh, van Swinderen, Pippig.

Zu Gruppenführer sind ernannt: Gruppe I: Disselhoff; Gruppe II: van Swinderen; Gruppe A: von Gustedt; Gruppe B: Denk; Gruppe C: Dauber; Gruppe P 1: Witter; Gruppe P 2: Schwabe; Gruppe P 3: Conrad.

Zu unserer Freude haben wir auch im vorigen Semester wieder eine Anzahl alter Kameraden bei uns gesehen und zwar: Frau-Neu Guinea; Ratcliffe, Brucker, Beres, Krempel, sämtlich aus Ostafrika; Grünwald-Südwest, Stenger-Südwest; Güther auf dem Wege nach Samoa, Seifert ebenfalls dorthin ausreisend, Garthe-Schwerin; Marezoll-Brasilien auf dem Wege nach Kamerun, Lessing, nach einer Reise von Canada zurückkehrend. Auch sonst hat es nicht an Besuchern gefehlt: Wandervogel, Schulen, Pensionate, die Abteilungen Cassel und Göttingen des Kolonialen Frauenbundes u. a. waren hier, um die Kolonialschule zu besichtigen.

Ueber den Verlauf der mancherlei und schönen Feste, die wir im letzten Winter gefeiert haben, wird unter „Spiel und Sport“ eingehend berichtet.

Um den Kameraden hier und draußen auch in diesem Feste einen besonderen deutschen Gruß zu senden, der auf die Bedeutung der Zeit und dieses Jahres hinweist, erscheint es uns wertvoll, die nachfolgenden schönen und ernstesten Worte hier zum Abdruck zu bringen.

Der Geist von 1813

Festrede zum 10. März 1913, gehalten an der Königl. Technischen Hochschule in Danzig von Dr. Friedrich Luckwaldt etatsmäßigen Professor der Geschichte.

Hochansehnliche Festversammlung!

Als vor fünfzig Jahren zum erstenmal eine große Gedächtnisfeier der Befreiungskriege begangen wurde, war es der Tag von Leipzig, der 18. Oktober, den man dafür wählte. Unsere Vorfahren, damals noch ohne neue Siegeslorbeeren und erfüllt von ungestillter Sehnsucht nach nationaler Einheit und Macht, verweilten am liebsten bei der Erinnerung an die Stunde der Vollenendung, da der Sturz des fremden Zwingherrn die Möglichkeit selbstständig-freier Entwicklung schuf. Seitdem hat die deutsche Schlacht von Sedan die alte Völlerschlacht in den Hintergrund gedrängt. Das Ziel der Einheit ist erreicht. Nach einem neuen Ziel suchen wir noch. Im Genuß verschmachten wir nach Begierde. Deshalb reizt uns heute an der Erhebung vor hundert Jahren weniger das Erreichte als das Streben. Wir lieben mehr den Frühling mit seinen Hoffnungen, als den Herbst mit seiner Erfüllung. Höher noch als die Taten steht uns der Geist von 1813.

Freilich dieser Geist erfährt recht verschiedene Deutungen. Von jeher bis in die jüngsten Tage hinein hat sich die Parteipolitik seiner bemächtigt. Der eine spricht mit Betonung von Freiheits-, der andere nur von Befreiungskriegen, um je nachdem den mehr liberalen oder mehr nationalen, den mehr staatlichen oder mehr volkstümlichen Charakter hervorzuheben. Eine ruhige historische Betrachtung wird keinem von beiden ganz recht und keinem ganz unrecht geben. Es war weder bloß ein Freiheits- noch bloß ein Befreiungskrieg. Spätere Revolutionäre und spätere Reaktionäre sind mit der gleichen Begeisterung zu den Fahnen geeilt, und in vielen, wohl den meisten, lagen konservative und freisinnige Tendenzen noch friedlich nebeneinander. Ein Zeitgenosse, Steffens, nannte die Bewegung schlechtweg inkommensurabel. Vergangenes und Zukünftiges durchdrang sich reizvoll, und es fehlte natürlich auch nicht an Momenten, die, vom Tag bedingt, nur dem Tag angehörten.

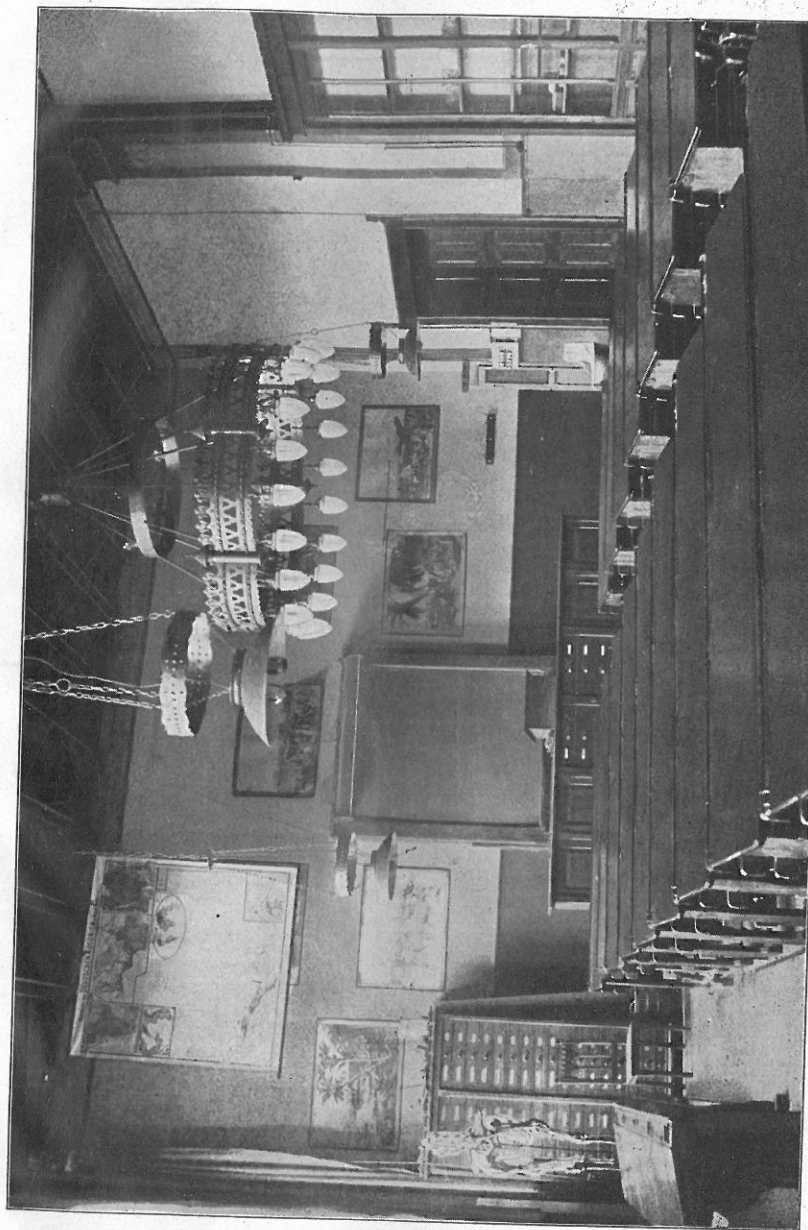
Der junge Bismarck hat in seiner ersten parlamentarischen Rede auf dem Vereinigten Landtag von 1847 gesagt, es sei für die Erhebung kein anderes Motiv nötig gewesen als die Schmach, daß Fremde in unserem Lande geboten. In der Tat, das grundlegende, was alle einte, welche anderen Stimmungen und Bestrebungen sie daneben vertraten, war sicher die Erbitterung gegen den Franzosenkaiser. Sie war in manchen Kreisen schon vor 1806 lebendig gewesen; dann erfuhr sie eine gewaltige Steigerung durch die ungroßmütige Art, wie Napoleon den Sieg von Jena ausnuzte, nicht

nur zur Erzwingung unverhältnismäßiger Abtretungen, sondern zur dauernden Auszangung des Neststaates, und endlich wirkten sehr stark die Nachrichten von dem spanischen Aufstand von 1808. Der entsprang aus Ursachen, die den Deutschen großenteils fremd sein mußten, und trug Züge barbarischer Wildheit, die hätten abstoßen können. Aber er wurde gerade von den Gebildeten allgemein mit Bewunderung verfolgt und zur Nachahmung empfohlen. Der patriotische Zorn sollte keine Grenzen kennen, nicht einmal die der Menschlichkeit oder des Sittengesetzes. Ein so durch und durch bis zur Unduldsamkeit ethisch gestimmter Mann wie der Freiherr vom Stein hat 1808 ernstlich erwogen, mit Napoleon einen Bündnisvertrag über Stellung eines Hilfskorps zu schließen und dies im entscheidenden Augenblick zu Napoleons Feinden hinüberzuführen. 1809 dann, als Oesterreich zum Kampfe rief, brach das Verlangen nach Rache allgemein mit elementarer Gewalt hervor. Heinrich von Kleist schrieb damals einen „Katechismus der Deutschen, abgefaßt nach spanischem Muster“, der Napoleon als einen der Hölle entstiegeneu Vaternördergeist anklagte, und ließ „Germania an ihre Kinder“ die schrecklichen Worte richten:

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestaut von ihrem Wein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Grenze sein.
Schlagt sie tot! Das Weltgericht
Fragt Euch nach den Gründen nicht.

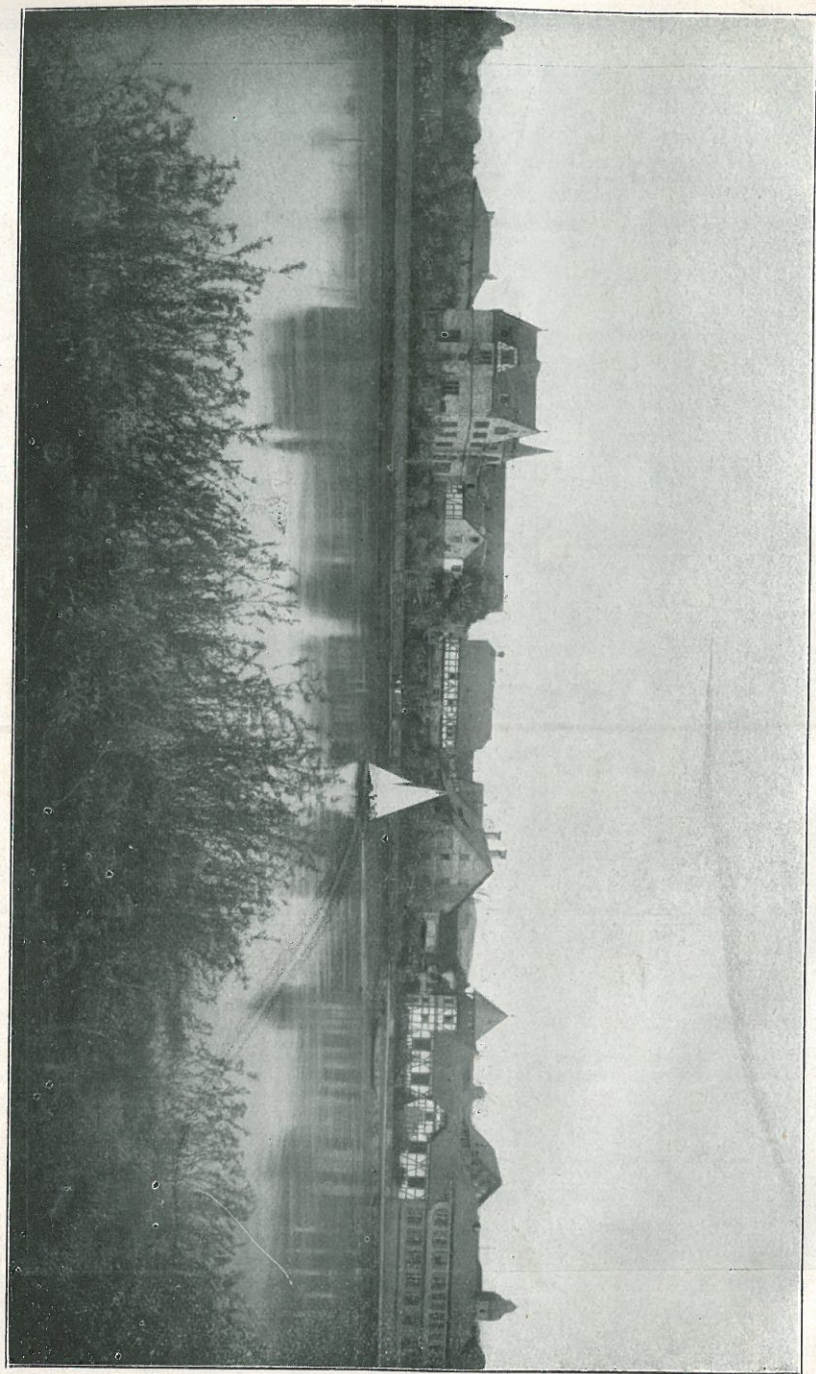
Die preußische Regierung, nach einigem Schwanken, hielt schließlich Frieden. Es folgten ein paar Jahre verhältnismäßiger Ruhe, wo nach den Worten Niebuhrs die Leichtsinnigen es sich in ihren Ketten bequem zu machen begannen. 1812 aber kamen der russisch-französische Krieg, der Durchmarsch der „verbündeten“ großen Armee und mit ihm namentlich für unsere Lande hier Leiden ohne Zahl. Aus Ostpreußen und Litauen sind 26 000 Wagen und 80 000 Pferde gewaltsam mitgeführt worden. Selbst der Jammer von 1807 war nicht größer gewesen.

Als deshalb die ersten Gerüchte von der russischen Katastrophe eintrafen und alsbald die wenigen Entronnenen selbst auftauchten in wunderlich zerlumpter Vermummung, abgemagert, verwildert, verschmutzt, mit erfrorenen Gliedern, vom Fieber geschüttelt, da galt das aller Welt, hoch und niedrig, wirklich als das gerechte Gericht Gottes. Man sprach die Worte aus einem russischen Manifest nach: „Ich sah den Ungerechten am Morgen sich erheben wie die Zeder am Libanon. Ich ging am Abend vorüber, und er war nicht mehr, ich fragte nach ihm, und seine Stätte ward nicht ge-



Bücherei.

— 14 —



funden.“ Ein und der andere hat empfohlen, nach spanischer Art die Wehrlosen zu erschlagen, unter denen sich ja viele für die Neuformierung einer französischen Armee unentbehrliche hohe und höchste Offiziere befanden. Soweit haben Menschlichkeit und Mitterlichkeit schließlich nicht versagt, wenn es auch hier und da zu Schimpf und Mißhandlung gekommen ist¹⁾. Aber daß man die ungeheure Schwächung des Feindes benutzen müsse, um in ehrlichem Kampf Abrechnung zu halten: das war die fast allgemeine Ueberzeugung. General von Borstell in Kolberg, ein Mann der strengen Korrektheit, schrieb dem König, er könne für seine Soldaten nicht eintreten, wenn es nicht gegen die Franzosen ginge. Die Russen wurden überall als Befreier und Freunde begrüßt. Schenkendorf widmete dem Zaren die Verse:

Oh, nehmt ihn auf, ihr Brüder,
Er stammt aus deutschem Blut,
Den Deutschen bringt er wieder
Der Freiheit altes Gut.
Wie man die heiligen Boten
Des Himmels nur gehrt,
Sei ihm der Gruß entboten,
Der Gottes Ruf gehört.“

Und eine allgemeine Schwärmerei herrschte für die Kosaken, die als die eigentlichen Besieger der Franzosen galten. Eine neugegründete Berliner patriotische Zeitung, der „Preussische Correspondent“, pries sie als idealische Gestalten und Söhne der Freiheit. Eine junge Dame der Berliner Hofgesellschaft begann ein eigenes handschriftliches Werk „über den Charakter der Kosaken“, von denen „der Gemeinste das Ansehen eines kleinen Fürsten“ hätte. Die Rohheit, mit der sie ihre Gefangenen peitschenschwingend durch die Straßen trieben, störte nur wenige. Allzuviel Mitleid konnte das lange getretene Volk begreiflicherweise nicht aufbringen. Vornehme Frauen der Residenz haben französischen Offizieren ins Gesicht gesagt, sie hätten in dem Jammer der in Rußland erfrorenen und verhungerten Armee nur die unschuldig mitgeopferten Pferde bedauert. Ernst Moritz Arndt setzte den Gefallenen die Grabchrift: „Ein nichtiger, schändlicher, verfluchter Staub, worauf keine Träne vergossen ward, worüber kein Gebet gesprochen ward, wobei Wölfe heulten und Raben krächzten und Hunde bellten und Menschen fluchten“, oder empfahl den Volkshaß als so natürlich und not-

¹⁾ So heißt es in einem Briefe der Gräfin Dönhoff an Gräfin Sophie Schverin vom 25. Januar 1813 aus Berlin: sie (die Flüchtlinge) werden vom Böbel mit empörendem Uebermut und elender Partherzikeit behandelt und dürfen keine Spötereie abwehren, da die Bürger gegen sie in Masse zusammenhängen. . . . Wirklich, unsere Berliner machen uns wirklich Ehre! Der Hauptspaß der Straßenjungen ist, sich den zu Fuß gehenden Kavalleristen anzubieten um ihre Pferde zu halten, und denen, die barfuß sind, um ihre Stiefel zu defrottieren, oder beim Anblick solcher elenden, sich kaum schleppenden Gauslein jubelnd: „Platz, Platz für die französische Kavallerie“ zu schreien.

wendig, wie das Leben: „Diesen Haß den Enkeln und Urenkeln eingehaucht und überliefert als ein Unterpand der Tugend und der christlichen und menschlichen Liebe: das ist das rechte Christentum und die rechte Menschlichkeit.“ Auch in einem Wehrliede der Zeit, das der Berliner Professor Friedrich Mühs verfaßte, heißt es:

Wie hat das Volk gehauset,
Von Eurem Gut geschmauset,
An Eurem Herd gepocht. . .
Macht ohne Gnaden nieder,
Wer tot ist, kommt nicht wieder,
Nun drauf und hinterdrein.

Wirklich ist dann vielfach mit ganz ungewöhnlicher Erbitterung gekämpft worden. Pardon wurde nicht immer gegeben. An der Raabach haben die Brandenburger ein ganzes französisches Bataillon, dessen Gewehre wegen des Regens nicht losgingen, mit Bajonett und Kolben im Lauf von zehn Minuten niedergemacht. Ähnliche Szenen gab es bei Großbeeren und Hagelberg. Bei Wartenburg zwang gar ein Saisarenleutnant gefangene feindliche Artilleristen, auf ihre eigenen Kameraden zu schießen. Nicht einmal angesichts des Todes machte der Haß Halt. Nach der Schlacht bei Leipzig, als die französische Armee auf ihrem Rückzug noch schwere Verluste erlitt, weigerten sich die thüringischen Bauern, die Gefallenen zu begraben: Der deutschen Erde nicht wert, sollten sie als Speise für die Raben liegen bleiben.

Sonst war dauken im Reich der Zorn wohl geringer; denn die eigentliche Heimat der Bewegung von 1813 bleibt doch Preußen, ja, es läßt sich nicht verkennen, daß sie gewisse eigentümlich preußische Züge trug. Der Ausruf „An mein Volk“ mahnt: „Erinnert Euch an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich“. Diese Erinnerung war in der That nicht verloren. Wenn schon die Katastrophe von 1806 die macherlei Mängel des friderizianischen Systems erwiesen hatte und einzelne Reformer unfreundlich über den großen König urteilten, sein Geist ging immer noch um. Der Preußenstolz, den er dem Volk eingeflößt hatte, war nicht ertötet. Als Dahlmann 1809 in Prag viel mit ehemaligen preußischen Offizieren verkehrte, die den Abschied genommen hatten, um gegen Napoleon zu fechten, flößte ihm ihr ungebrochener Glaube an Preußen „wahrhafte Ehrfurcht“ ein; „sie betrachteten sich noch immer als die alte Phalanx des unsterblichen Königs“. „Roßbach, Friedrich, frei“ waren Parole, Losung und Feldgeschrei des ersten Tages, an dem das Yorcksche Korps seinen Vormarsch begann, und ein altmärkisches Lied, das im Herbst 1813 vertrieben ward, schloß etwa treuherzig:

An Preußens Noam werd herrlich stoahn,
En Vorbild up der Siegesboahn,
Dörch alle Welt en Ehrenpaß,
Wie't unner Friß dem König was.

Schleiermacher, gewiß ein Mann des Fortschritts, hatte schon in der trüben Zeit von 1807 geschrieben: „Außerdem, daß ich ein Deutscher bin, habe ich wirklich aus vielen Gründen die Schwachheit, ein Preuße zu sein.“ Ähnlich empfand Heinrich von Kleist. Es genügt, an den „Prinzen von Homburg“, das schönste aller preußisch-patriotischen Stücke, zu erinnern. Auch zeigte Kleist, wie das vom echten Preußentum unzertrennlich ist, einen ausgeprägten Royalismus. Als Friedrich Wilhelm III. 1809 nach Berlin zurückkehrte, begrüßte er den gedemütigten König mit den Versen:

„Blick auf, o Herr, du kehrest als Sieger wieder,
Wie hoch auch jener Cäsar triumphiert,
Ihm ist die Schar der Götter zugefallen,
Jedoch den Menschen hast du wohlgefallen“.

Das war keine falsche Schmeichelei. Obwohl der Monarch nicht die Gabe des stets bereiten freundlichen Wortes oder der liebenswürdigen Gebärde besaß, erwarb er sich doch durch die edle und würdevolle Art, wie er das öffentliche und nach dem Tode der lieblichsten Königin sein privates Leid trug, allgemeine Popularität. Wir heute wissen, daß seiner bedenklichen, schwarzseherischen Natur der Entschluß zum Krieg mühsam abgerungen wurde, daß er lange nur mit halbem Herzen dabei war, das Gefühl hatte, in einen Abgrund gerissen zu werden. Damals war er für das Volk doch der Führer, der Mittelpunkt der ganzen Bewegung. „Der König rief, und alle, alle kamen“ klingt es in hundert Variationen durch Gedichte und Flugschriften der Zeit. Man demonstrierte für ihn, indem man für die große Sache demonstrieren wollte. So haben die Stettiner am 3. August, Königs Geburtstag, ihre Häuser mit Blumen geschmückt und ihre Fenster illuminiert, zum Trost der empörten französischen Besatzung, die noch in ihren Mauern lag. Und eine besondere Freude war es, als auch der Monarch wie seine Generale sich bei Kulm eigenen Siegeslorbeer gewinnen durfte. Sein Einzug in Berlin nach der Leipziger Schlacht am demselben 24. Oktober, wo vor sieben Jahren die französische Besatzung begonnen hatte, entfesselte einen bisher beispiellosen Jubel. Gräfin Sophie Schwerin schreibt über seine Begrüßung in der Oper: „Es war, als ob die ganze Nation ihrem Heerführer ihr Lob und ihren Dank für die ersehnte Freiheit zujauchzte, als endlich das ungebundene Getöse sich im Chorgesang löste. „Heil Dir im Siegerfranz, Vater des Vaterlands“ sang die mächtige Masse in betäubender Vollstimmigkeit zum Himmel hinauf. Wie konnte das Lied jemals wieder gesungen werden! — Es hatte seine Bestimmung erfüllt und überfüllt. Auch Preußen selbst kann kein gleiches Fest mehr erleben.“

Am stärksten ausgeprägt waren Royalismus und Preußentum natürlich in der Linienarmee. Sie hatte trotz der Reformen Scharnhorsts doch vieles von der alten Art bewahrt. Die große Mehrzahl ihrer Führer, wie sie ja sämtlich schon vor 1806 im Dienst gewesen waren, würden auch im Heere Friedrichs des

Großen möglich gewesen sein. York, den Mann von Taurögen, nennt Arndt ein Musterbild altpreußischer Schrockheit und Schneidigkeit. Bülow, obwohl etwas freier, wurzelte doch auch in der alten Tradition. Erst recht unter den Generalen zweiten Ranges und in der großen Masse der Stabsoffiziere war sie mächtig. Man staunt über den scharfen Ton, der in das gewohnte Bild der Befreiungskriege gar nicht passen will. General von Klütz fährt etwa seine Landwehroffiziere mit der Drohung an, sie auf die Kanonen binden zu lassen, so daß einer von ihnen, schon ein reifer Mann, vor Aerger weint; und Oberstleutnant von Alvensleben schreit den freiwilligen Jägern zu: „Die Jäger taugen den Teufel nichts! Wenn ich der König wäre, so ließe ich jeden Zehnten totschießen, den andern neun aber jedem 25 auf den . . . brennen und schickte sie ihrer Mutter nach Hause.“ Dabei war die Drohung mit Prügeln nicht nur eine Redensart. Der Stock hat eine größere Rolle gespielt, als man zunächst annehmen möchte. Die „Freiheit des Rückens“, die nach Gneisenaus bekanntem Wort durch die Reform bewirkt war, galt doch nicht für die zweite Klasse des Soldatenstandes, und in diese wurden nicht nur einzelne Uebelthäter, sondern ganze Verbände versetzt. Als Gegenstück erhielt sich dann auch etwas von dem derbbehaglichen Humor der friderizianischen Zeit. Man wird an die Art erinnert, wie die alten bezopften Grenadiere mit ihrem „Frize“ verkehrten, wenn, nachdem York eine große Rede mit den Worten geschlossen hat: „Ich werde Euch führen, folgt Ihr mir nur“, ein Soldat ihm treuherzig sagt: „Nu, Erzellenz, det soll en Wort find“; und ganz wie eine Episode aus dem siebenjährigen Krieg mutet ein Zwischenfall bei dem Sturm auf Wartenburg an, wo ein Adjutant, der General Horn mit dem Pferde stürzen sieht, erschreckt ausschreit: „Herr Jesus, da liegt der General“, und dieser ihm entgegenruft: „Da is was zu Herr Jesussen; mir fehlt nichts. Schafft mir die Steigbügel von den Beinen.“ — So gar in die Landwehr griff die friderizianische Tradition über, indem eine große Zahl alter Soldaten und Unteroffiziere in sie eintraten, auch alsbald Linienoffiziere zu ihrer Instruktion abkommandiert wurden.

Freilich in der Hauptsache blieb sie als das Volk in Waffen etwas anders- und neuartiges, mit dem sich die Routine oft nur schwer abfand, und die Linie erfuhr allmählich eine folgenreiche Umbildung durch jenes geschmähte Element der freiwilligen Jäger, die, vom König selbst gern gesehen, eine große Anzahl von Offiziersstellen — man meint, bis 1815 schließlich ein Drittel — gewannen. Die Bewegung von 1813, wenn auch nicht ohne Zusammenhang mit der Vergangenheit Preußens, wies eben doch allermeist in die Zukunft. Sie war zum erstenmal eine Sache weniger der Regierung als der Nation. In der Sprache des Dichters:

„Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, ist ein heil'ger Krieg“.

Die Reform seit 1807 hatte das Ziel verfolgt, die bisherigen Untertanen als Bürger am Staat zu interessieren, sie statt zum bloßen Gegenstand zu Mitträgern des Regiments zu machen. Sie war freilich Stückwerk geblieben, da Stein schon nach einem Jahre gestürzt wurde, seine nächsten Nachfolger keine Initiative besaßen und Hardenberg mannigfach in dem Gesichtskreise des aufgeklärten Despotismus befangen war. Nur in der Stadt hatte sich die Selbstverwaltung praktisch durchgesetzt. Aber der Gedanke, der ja seit der französischen Revolution in der Luft lag, gewann unter den Gebildeten eine wachsende Zahl von Anhängern. Auf einmal kam über sie alle das starke Gefühl der Mitverantwortlichkeit für die Schicksale ihrer Nation. Kein Ausspruch war ihnen mehr entgegen, als jenes unglückliche Wort, mit dem der Minister Graf Schulenburg die Anzeige von der Niederlage von Auerstädt begleitet hatte. Nicht Ruhe, sondern Tat schien ihnen die erste Bürgerpflicht. Mit der Anhänglichkeit an den König, mit der altpreußischen Loyalität stritt in ihnen sichtlich die revolutionäre Neigung, ihr Schicksal nötigenfalls in die eigene Hand zu nehmen. 1809, bei der Schildehebung Oesterreichs, war die Stimmung in Berlin so, daß der Gouverneur nach Königsberg schrieb, wenn der König nicht den Krieg erkläre, werde es die Nation tun. Der eigenmächtige Zug Schills, der im alten Preußen unmöglich gewesen wäre und uns heute wieder ungeheuerlich erscheint, fand lebhaften Beifall. 1812 geschah nichts Aehnliches, schon weil für Rußland nach den trüben Erfahrungen von 1807 natürlich nicht die Begeisterung herrschen konnte, wie für den alten deutschen Kaiserstaat. Immerhin wurde das Bündnis mit Frankreich in weiten Kreisen als „unüberwindliche Schmach“ laut verurteilt, und es fehlte nicht an Offizieren, die lieber den Abschied nahmen, als daß sie die „Ehre des freien Mannes“ opferten. Gneisenau, nun freilich wohl der Leidenschaftlichste unter ihnen, schrieb damals, indem er gleichsam nicht nur über den König, sondern sogar über Preußen und Deutschland zur Tagesordnung überging: „Die Welt scheidet sich ab in solche, die gezwungen oder freiwillig für Bonapartes Ehrsucht oder dagegen fechten. Auf das Gebiet der Völker scheint es hierbei weniger anzukommen, als auf das der Grundsätze“. Dann nach der russischen Katastrophe trat selbst der strenge und starre Jorck als Kommandeur des französischen Hilfskorps aus den Grenzen des einfachen Gehorsams heraus. Er mochte hoffen, den Sinn des Königs zu treffen, aber irgendwelche Instruktionen hatte er nicht, als er am 30. Dezember 1812 die Konvention von Tauroggen abschloß, die die grundlegende Tatsache des preußischen Befreiungskampfes geworden ist. „Jetzt oder nie“, schrieb er dem Monarchen, „ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wiederzuerlangen. . . . So lange alles im gewöhnlichen Gange ging, mußte jeder treue Diener den Zeitumständen folgen: das war seine Pflicht. Die Zeitumstände aber haben ein ganz verändertes Verhältnis herbeigeführt, und es ist ebenfalls Pflicht, diese nie wieder zurückkehrenden Ver-

hältnisse zu benutzen. Ich spreche hier die Sprache eines alten treuen Dieners, und diese Sprache ist die fast allgemeine der Nation“.

Sehr bald denn sollte ich zunächst in Ostpreußen die Sprachen der Nation direkt vernehmen lassen. Dort hatten sich unter den Eindrücken des verheerenden französischen Durchmarsches schon im Sommer eine Reihe führender Männer in Masuren, wie einer der Teilnehmer schreibt, „auf Leben und Sterben für die Sache der Menschheit und unserer Befreiung von Sklavenketten verbündet“. Nun bereiteten sie einen Volksaufstand vor; anders wo riefen adlige Herren die Stände ihrer Kreise auf, und eine Anzahl in Königsberg versammelter ständischer Deputierten beschworen den König am 11. Januar um den rettenden Entschluß: kein Opfer werde ihnen zu groß dünken, um die Ehre und das Glück auf ihre Kinder zu vererben, die sie von ihren Vätern empfangen hätten. Von verschiedenen Seiten wurde nach Berlin berichtet, daß eine Insurrektion drohe. Wenn aber amtliche Bedencklichkeit wirkliche Taten vielleicht doch gehindert hätte, so überwand sie der schwungvolle Wille des Freiherrn vom Stein, der mit russischer Vollmacht versehen am 22. Januar in Königsberg eintraf. Am 5. Februar trat der berühmte Landtag zusammen und beschloß nach wenigen Sitzungen die Errichtung einer Landwehr und eines Landsturmes. Die Abgeordneten betonten in ehrlichsten und rührendsten Worten ihre unbedingte Treue gegen den geliebten Monarchen und suchten ängstlich nach Formen, die ihr Vorgehen als gesetzlich erscheinen ließen. Aber es blieb doch etwas Außerordentliches, das an die Tage alter Ständeherrlichkeit gemahnend, zugleich den neuen Zeitgeist bekundete, wie sich so eine ganze Provinz eigenmächtig gegen einen Feind bewaffnete, der offiziell immer noch der Verbündete ihres Königs war.

Inzwischen allerdings hatte auch die Regierung begonnen, sich ans Volk zu wenden. Nachdem es Hardenberg gelungen war, den König zur Abreise aus dem von französischen Truppen umstellten Potsdam nach Breslau zu bestimmen, setzten sich dort, vertreten vor allem durch Scharnhorst, die vollstümlichen Tendenzen voll durch. Den Anfang machte die „Bekanntmachung inbetreff der zu errichtenden Jägerdetachements“, die vom 3. Februar datiert, aber erst am 8. veröffentlicht ist. Dann folgte die Aufhebung der bisherigen Befreiungen von der Kantonspflicht für die Dauer des Kriegs, d. h. die Proklamierung der allgemeinen Wehrpflicht, die Stiftung des Eisernen Kreuzes, das Landwehrgesetz, das Landsturmedikt. Alles das waren Maßregeln, die, wenn sie auch von oben getroffen wurden, doch ein revolutionäres Element enthielten, jedenfalls auf das stärkste von den Lehren der amerikanischen, der französischen, endlich der spanischen Revolution beeinflusst waren. Die strenge alte Ordnung des Militär- und Beamtenstaates war durchbrochen. Schon die freiwilligen Jäger mit ihren mancherlei Freiheiten ließen sich nicht in sein Schema einfügen. Vollends die Landwehr sollte eine Sache der Selbstverwaltung sein. Die Organisation lag in den

Händen ständischer Kreis- und Provinzialbehörden. Die Offiziere bis zum Hauptmann einschließlich wurden gewählt, für die Stabs-offiziere bestand wenigstens teilweise ein Vorschlagsrecht. Es konnte geschehen, daß ein ganzes Bataillon, wie das des Königsberger Oberlandesgerichtsrats Triccius, nur frühere Zivilisten zu Offizieren hatte. Endlich der Landsturm war eine so demokratische Einrichtung, daß nicht bloß der Kommandant von Berlin, General von Brauchitsch, dem König bewegt vorstellte, er löse alle Bande der Zucht und des Gehorsams und werde bei längerer Dauer den Staat in die höchste Gefahr bringen. Während nämlich in Linie und Landwehr Bildung und Besitz ausnahmslos noch eine Sonderstellung verliehen, sahen die Landsturmversammlungen den Geheimrat und den Handwerker, den Professor und den Gelegenheitsarbeiter, den Herrn und den Diener gleichmäßig in Reih und Glied. Gräfin Sophie Schwerin erzählt, wie ein alter, längst invalider Bedienter ihrer Mutter, der als ehemaliger Bombardier eine große Rolle im Landsturm der Berliner Wilhelmstraße spielte, an Exerziertagen mit Stolz die Uhr hervorzuziehen pflegte: „Es ist punkt vier Uhr nachmittags, nun muß ich mir nur wieder Ferdinands und Radzivils zusammentrommeln,“ womit er nicht nur die Dienerschaft der beiden prinzlichen Häuser, sondern auch zwei Söhne der Prinzessin Radzivil meinte. Ueberhaupt war es der niederen Klasse ein begreiflicher, nicht immer mit Anstand genossener Triumph, daß die sonst Bessergestellten sich denselben, ja wegen ihrer geringeren Körpergewandtheit oft größeren Mühen ausgesetzt fanden. Der spätere Kriegsminister Boyen, ein warmer Freund der Einrichtung, meinte zu bemerken, „daß sich ein gewisses, erhöhtes Selbstgefühl in dem Volke eingefunden hatte“. Uebrigens machte die Demokratisierung auch vor dem weiblichen Geschlecht nicht Halt. Als man zur Aufwerfung von Schanzen um Berlin der Hilfe von Frauen zu bedürfen glaubte, wurde neben den Gräfinnen Dönhoff und Arnim-Boitzenburg die fast achtzigjährige Generalin Lesort zum Graben beordert. Man glaubt sich, wenn man das liest, in das Frankreich der Konventszeit versetzt.

Nur ist der große Unterschied, daß in Frankreich damals die Aufopferung vielfach durch den Schrecken hatte erzwungen werden müssen, während sie hier dem gesetzlich verlangten in freiem patriotischen Eifer fast noch voran eilte. Gewiß hat es nicht ganz an Menschlichkeiten gefehlt. Wir hören von Aeußerungen des Kleinmuts und der Weichlichkeit, wie etwa der Königsberger Stadtrat Himmel und Erde in Bewegung setzte, um seine Bürger der Landwehrpflicht zu entziehen. Unterschleife und wucherische Manipulationen der Lieferanten sind bezeugt. Im Heer begegnet, namentlich indem die lange Dauer des Krieges verwildernd wirkte, ein und das andere Beispiel rohen Landsknechtsfinnes, und eine wenig erfreuliche Rolle hat mancherorten das höhere Beamtentum gespielt, das der großen Bewegung, für die es keine „Vorgänge“ gab, kleinlich, überheblich, unbehilflich gegenüberstand. Man denke an die

Präsidenten in Marienwerder und Königsberg, von denen der erste die „Landesverätere“ des preussischen Adels denunzierte. Ludwig Dohna, eine der liebenswürdigsten und edelsten Erscheinungen dieser Tage, schreibt aus Königsberg am 5. Februar: „Man siehet auch viel Erbärmlichkeit und Schlechtigkeit“, aber er fährt doch fort: „im ganzen erhebet die jetzige Stimmung des Publikums zum Dank gegen Gott“. Und eine Standesgenossin von ihm stellt rückblickend fest: „Ein Geist durchatmete alle Klassen und Stände und sprach sich in tausend Formen bald rührend, bald erhebend aus. . . Schon jetzt wird es schwer, das für wahr zu halten, was man selbst erlebte, und mitgemacht hat.“ Jedenfalls niemand, der Zeuge war, hat „diesen glücklichsten aller Frühlinge“, wie Niebuhr, „diesen so leuchtenden Anfang eines neuen jungen Lebens“, wie noch der neunundachtzigjährige Arndt ihn nannte, je vergessen. Der gewöhnliche Egoismus der Menschen war wie weggeweht. Vielmehr ein Muth des Opferbringens ergriff die Gemüther. Wo immer der Staat versagte, trat freiwillige Leistung einzelner in die Lücke. Es war fast nichts für Nazarette geschehen: die Bürgerschaft stattete sie aus und versorgte sie. Es fehlte den Soldaten im Feld am Nötigsten: die vornehmsten Damen setzten eine Ehre darein, für sie Strümpfe zu stricken und Hemden zu nähen. Das Geld war knapp: so stellten die Landleute Pferde und Getreide umsonst zur Verfügung, und die Städter besteuerten sich in bar — bis zu einem Viertel ihres kleinen Vermögens —; die einen gaben ihr Silberzeug her, andere, sehr zahlreiche, tauschten ihre goldenen Trauringe gegen eiserne ein mit der bekannten Inschrift: Gold gab ich für Eisen 1813. Die Weltdame opferte ihr Geschmeide. Ein armes Fräulein verzichtete auf den natürlichen Schmuck ihres schönen Haares. Ueberall bemerkte man eine Einschränkung der Lebenshaltung. Der Buchhändler Reimer verkaufte seinen Weinkeller, der Staatsrat Niebuhr schaffte seine Equipage ab. Bettina von Arnim stellte mit gutem Humor fest, daß sich ihr „silbernes Patengeschänk von der alten Bethmann in einen freiwilligen Reiter verwandelt“ habe. Ueberhaupt war die Ausrüstung freiwilliger Jäger eine besonders beliebte Art patriotischer Wohltätigkeit. Unbemittelte junge Leute, die etwa in Zeitungsannoncen um eine Beihilfe zu ihrer Equipierung nachsuchten, fanden fast immer einen vermögenden Gönner — ein Berliner Bankier hat 20 eingekleidet und beritten gemacht — oder auch es taten sich die Arbeiter einer Fabrik, eines Bergwerks zusammen, um einigen der Genossen den Eintritt als Jäger zu ermöglichen. Wenn also das Edikt vom 3. Februar ursprünglich mehr die oberen Klassen im Auge hatte, so fand es auf die Art alsbald eine Korrektur, die freilich nicht durchweg nur wohlthätig war, und nach einer anderen Richtung erwies sich eine ausdrückliche Aenderung als nötig. Das Edikt sprach nur von jungen Männern zwischen 17 und 24 Jahren. Sogleich aber drängten sich so viel ältere hinzu, daß auch ihnen der Eintritt erlaubt werden mußte. Ein Regierungsekretär aus Marienwerder erschien mit seinen zwei Söhnen. Der Professor Steffens in Breslau ging

seinen Studenten voran. Von der gebildeten Jugend blieb im allgemeinen nur der Gebrechliche bei seinen Büchern und Akten. Es war ein Zeichen für eigensinnige Sonderart, wenn der junge Schopenhauer „den Mäusen auch unter dem allgemeinen Waffengeklimmel Treue bewahrte“. Nicht nur die Universitäten, auch die oberen Klassen der Gymnasien leerten sich. Aus Berlin zogen 370 Schüler ins Feld. Manche darunter waren die reinen Knaben, die erst in aller Eile eingeseget wurden. Der Sohn des Obersten Hiller von Gärtringen setzte durch, daß er trotz seiner erst 14 Jahre eintreten durfte. Auch der knapp 15-jährige August von Gneisenau ging mit. Sogar einige Mädchen hat es bekanntlich nicht daheim gehalten. Unter falschem Namen stellten sie sich. Ihrer zwei gewannen das Eisene Kreuz. Wer von älteren Männern nicht selbstdienstfähig war, suchte sich wenigstens für die Verteidigung des heimischen Herdes in den Waffen zu üben. Niebuhr nahm schon Wochen vor Erlaß des Landsturmediktes Exerzierstunden und schrieb erfreut, daß sich nun schon Schwielen an den Händen bildeten; „denn so lange ich eine zarte Gelehrtenhaut hatte, schnitt das schwere Gewehr gewaltig ein“. Bald folgten eine Reihe anderer berühmter Professoren der Berliner Universität: Fichte, F. A. Wolf, Marheinecke, Savigny seinem Beispiel, und wenn der Berliner Volkswitz sie als Falstaffs Rekruten verspottete, so stellte Savigny ein Jahr später fest, daß er diese Erinnerungen um keinen Preis missen möchte.

Was ihn und seine Gesinnungsgenossen dabei besonders glücklich machte, war neben der Volkstümlichkeit und der einmütigen Opferstimmung der romantische, der christlich-deutsche Charakter der Bewegung. Hier kommt über das Politische hinaus die allgemeine Kulturentwicklung in Frage. Vor der Katastrophe von 1806 war in den breiten Schichten der Gebildeten, die allmählich öde und arm gewordene Aufklärung herrschend gewesen. Arndt hat die Zeit eine marklose und bildeleere genannt, wo das Leben abgeflacht und die Sterne des Himmels und Herzens verdunkelt waren. Indessen gab es doch auch schon damals Kreise, die vielmehr von der neuen Richtung der Romantik ergriffen waren. Schleiermacher suchte gegenüber der platten Alltagsmoral religiöse und ethische Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen, und unter dem doppelten Einfluß des politischen Niedergangs und des literarischen Aufschwungs begann sich das deutsche Nationalgefühl, das ja so ganz nie erstorben war, stärker zu regen. Es ist bekannt, wie nachhaltig namentlich die Dramen Schillers: Wallenstein, Jungfrau und Tell auf das patriotische Gefühl wirkten. In den Tagen der Mobilmachung von 1806 pflegte bei der Aufführung von Wallensteins Lager das Berliner Publikum das Reiterlied „Frisch auf, Kameraden“ begeistert mitzusingen. In gewissem Sinne war die ganze Schilderhebung von 1806 ein erstes Werk des neuen Geistes, dessen Antrieben die alte Regierung unsicher und unlustig folgte. Dann die Niederlage verstärkte ihn mächtig. Durch sie fand sich das Alter diskreditiert. Der Jugend gehörte das Feld. Der Ton des Lebens wurde ein

von Grund aus anderer. Ich darf hier wieder einmal Gräfin Sophie Schwerin, eine der feinsten und reifsten Beobachterinnen, zitieren, die das mit Verständnis und doch nicht ohne Ironie schildert: „Gefühl, Glaube und Andacht sollten im Leben die Stellung wieder einnehmen, von denen der kalte Verstand sie weggezogen hatte. Man wollte nicht mehr verbergen, was man Gutes und Edels empfand. Leider wollte man es nun zeigen. Leidenschaftliches Empfinden, Beten, Schwärmen ward als Aeußerung eines edlen Gemüths zur Schau getragen. Von da an beteten alle Frauen ihre Männer an und wurden von ihnen angebetet, und keine Heirat ward mehr anders als aus glühender Neigung geschlossen. An die Stelle der oberflächlichen Konversation waren tiefe, breite, erschöpfende Abhandlungen gekommen. Wie der elegante gute Ton sich im Umgehen alles Ernsten zeigte, so sprach der patriotische sich gerade nur als Ernst aus.“ In dieser Schilderung klingt an, daß es sich zum Teil um eine Mode handelte wie bei den Ritterketten und -ringen, die die Herren, und den Kreuzifigen und altkristlichen Armbändern, die die Damen trugen. Aber wenn uns in den Schriften und Reden der Zeit ein entschiedener Ueberschwang auffällt¹⁾, so war es doch nicht nur gesteigerte Ausdrucksweise, sondern auch wirklich gesteigertes Gefühl. Vielen Männern der Epoche ist ein schwärmerischer, ein weiblicher oder auch kindlicher Zug eigentümlich; und gerade das in Verbindung mit ihrer heldenhaften Tapferkeit gibt ihnen etwas so Rührendes. Es kann geschehen, daß ein freiwilliger Jäger sich „mitten im Kriegslärm ein heimliches Plätzchen unter Blüten und Nachtigallen“ sucht, um dort seiner Lieben zu gedenken, er flüchtet „wie ein weinendes Kind zum Schoße der Mutter“, — obwohl der Schreiber schon 35 Jahre alt und die Lieben nur Geschwister sind.

Hier bleibt das Gefühl im Familiären und Poetischen stecken. Anderswo und bei den meisten zeigt es einen starken religiösen Einschlag. Es hatte sich im Volk trotz aller Aufklärung von früher her viel ursprüngliche Frömmigkeit erhalten. Auch in der alten

¹⁾ Als Beispiel darf ich etwa folgende Stelle aus einem auf der Bibliothek der Königl. Technischen Hochschule in Danzig in beglaubigter Abschrift verwahrten Briefe anführen, in dem der Leutnant Leopold von Jorry seinem Schwager von der Leipziger Schlacht schreibt: „Nach langer Trennung seine Freunde, Geschwister und alles, was einem lieb und werth ist, wiederzusehen, gewährt herrliche und göttliche Freuden; aber wo Schicksal das Wiedersehen hindert, ist es schon ein sehr erfreulicher Genuß, nach vielen überstandenen Gefahren und drangvollen Zeiten, in denen Vaterland, Freiheit und alles höchste Gut in Gefahr war, Worte der Freundschaft und Liebe mit ihnen zu wechseln. Das Gefühl, die Freude, die uns der Sieg bei Leipzig verursachte, war unaussprechlich. Mit dem herzlichsten innigsten Dank war jedes Herz erfüllt; thränenvolle Augen blickten mit inniger Nührung zum Himmel auf, und dankten Gott. Jedes Gesicht und Wort war freundlicher und gefühlvoller; mit warmer lieblicher Freude umarmte der Freund den Freund, nach dreitägiger gefahrvoller Trennung. Noch nie hatten wir so einen schönen Lohn für unsere Mühen und gefahrvollen Beschwerden erhalten, wie hier. O, alle Gefahren und Drangsale sind nichts gegen das beglückende Gefühl so um alles Heiligste und Höchste gekämpft und die Freiheit durch einen so glorreichen Sieg errungen zu haben!“ —

Armee war sie gelegentlich zum Durchbruch gekommen. Wer dächte nicht an den Choral von Leuthen. Aber jetzt, wo der Zeitgeist ihr günstig war, wo die Not beten gelehrt hatte und der unbegreifliche Untergang des stolzeſten aller Menſchenheere den Finger Gottes klar zu zeigen ſchien, durchdrang ſie alle Schichten des Volkes und des Heeres. „Mit Gott für König und Vaterland“ war die Loſung. Von der Landwehr ſchrieb einer ihrer Begründer, Graf Alexander Dohna: „Vor allen Dingen muß man es feſthalten, daß ſie ein echt chriſtliches Inſtitut iſt, und daß nur durch den Glauben der rechte Geiſt in ſie kommt.“ Die ausgehobenen Wehrmänner wurden jedesmal vom Sammelplatz ſogleich in die Kirche geführt. Ebenſo die freiwilligen Jäger ließen ſich einſegnen und nahmen das Abendmahl. Theodor Körner, noch eben „ſchwelgend in der Tage Glück“, ſchrieb zwar: „Kopfhänger und Betbrüder, worauf es wohl hier und da abgeſehen iſt, wollen wir nicht werden“; aber wie ergreifend hat er gerade in ſeinen Kriegsliedern Gottesfurcht und Gottvertrauen zum Ausdruck gebracht:

„Vater, ich ruſe dich,
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geſchütze,
Sprühend umzucken mich raffelnde Bliſe,
Lenker der Schlachten, ich ruſe dich,
Vater, du führe mich.“

Und Körner war nur einer unter vielen. Aus den Gedichten Arndts und Rückerts, Fouqués und Schenkendorfs, vor allem Schenkendorfs, klingt die gleiche bald mehr trokige, bald mehr kindliche Frömmigkeit. Die Soldaten aber, auch die Linie, ſangen alsbald wirklich die reinen und ſchönen Verſe ſtatt der alten, zum Teil recht rohen Maſchlieder, und abends im Lager geſchah es wohl, daß ein Chor von freiwilligen Jägern hervortrat, um unter andächtiger Stille mehrſtimmig einen Choral zu beginnen. Ein ſo ſtrenger Richter wie Niebuhr ſchrieb nach dem Frühjahrsfeldzug: man müſſe vor dieſer Armee Ehrfurcht haben, es gehe heilig in ihr zu, und Graf Anton Stolberg ſchilderte „mit wahrer Rührung“ den Geiſt „religiöſer Tapferkeit“, der die Truppen belebte. Major Wilhelm von Wedel ſinkt, als er nach gelungenem Sturmangriff auf Mäckern tödlich verwundet wird, in die Knie, ſaltet die Hände und dankt Gott für den Sieg. Die Zurückbleibenden daheim zeigten die gleiche Stimmung. Sonntags waren die Gottesdienſte überfüllt, und ſo bald in der Woche Siegesnachrichten kamen, mußte Glockengeläut anzeigen, daß die Kirchen für Beſtunden geöffnet ſeien. Die Geiſtlichen taten, was an ihnen lag, dem Erbauungsbedürfnis entgegenzukommen und es zu ſteigern. Mit beſonderen verdienten Ehren pflegt auch hier Schleiermacher, zugleich Theolog und Volksmann, genannt zu werden¹⁾. Eindrucksvoller noch iſt die Stellung des Philoſophen Fichte. Der hat ernſtlich daran gedacht, als Feld-

¹⁾ Schleiermacher hat der guten Sache bekanntlich zeitweilig vom 1. Juli bis 30. Sept. 1813 auch als Redakteur des Preußiſchen Correſpondenten gedient. Vehrreiche, für die preußiſche Regierung aber wenig ſchmeichelhafte Einzelheiten dazu gibt von Lettow Vorbed I, 131—257.

prediger oder, wenn das der mangelnden Ordination wegen nicht möglich sei, als religiöser Redner im Hauptquartier mitzuziehen um, wie er in seiner eigenartig tiefen Sprache sagt, „die Kriegsführer in Gott einzutauchen“.

„Bibel und Christentum“ wollte er predigen. Nicht bloße Moral, aber auch keine Dogmen: denn die Frömmigkeit der Zeit war überhaupt ohne konfessionelle Beschränkung. Der spätere ultramontane Eiferer Görres träumte noch von einer Religion der Zukunft. Vollends die Protestanten, die unter den Führern der Bewegung überwogen, betonten das einigende, das allgemein-christliche. Arndt mahnte ausdrücklich in seinem „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“: „Und sie werden rufen: Die Papst! Die Luther! Die Calvin! und möchten Euch gern verwirren und die alten Streite über die Religion erneuern und Euch die Hände im Bruderblute baden lassen, damit sie die Herren bleiben. Ihr aber sollet nicht hören auf diese, sondern bedenken, daß ich der ewige Gott bin und daß mir alle gefallen, die reinen Herzens sind und mit einsältigen Sinnen sich zu mir wenden; denn wer ich bin, das mag kein Sterblicher durchdringen, und sie sehen die Schatten des Himmels kaum; wie lallende Kinder stammeln sie vor mir, wie geblendete Vögel flattern ihre Gedanken im Dunkeln. Darum sollen sie auch freundlich und verträglich sein mit einander und der verschiedenen Arten und Gottesdienste nicht spotten. Wer anders tut, werde wie ein Frevler gestraft, und wie ein Verräter vertilgt. Denn durch die Eintracht will ich dein Heldentum erneuen und durch die Liebe soll der Ruhm deiner Väter erstehen.“

Die Absicht war ja, über die Grenzen Preußens hinaus auf Deutschland zu wirken. In demselben Katechismus heißt es: „Sollet einander lieb und wert haben wie Brüder alle, die in teutscher Zunge reden, von der Ostsee bis zu den Alpen und von der Nordsee bis zum Riemensfluß, daß hinfort nicht mehr gehört werde: Oesterreich und Preußen, Baiern und Tyrol, Sachsen und Westphalen, sondern Deutschland, teutsche Ehre, teutsche Freiheit, teutsche Tugend der allgemeine Klang sei und die Losung, die gegen die Franzosen gerufen wird.“ Solche Ideale deutscher Ehre, deutscher Freiheit, deutscher Tugend waren unter den Gebildeten allgemein verbreitet. Noch stand nur bei ganz wenigen ein festes politisches Programm dahinter. Was aus Deutschland nach der Befreiung werden sollte, darüber besaß man keine irgend klaren Vorstellungen, wenn man auch in schwungvollen Worten für die Kaiserherrlichkeit des Mittelalters schwärmte. Insbesondere hatte man sich mit dem Problem des Verhältnisses von Preußen zu Deutschland noch nicht ernstlich beschäftigt. Ein neuerer Historiker, Friedrich Meinecke, stellt sicher mit Recht fest, daß preußische und deutsche Nationalität für die meisten Befreiungskämpfer durcheinanderfloßen. Aber das rein Preußische genügte doch nicht mehr, wie es den Zeitgenossen Friedrichs genügt hatte: „Mein Vaterland muß größer sein.“ Und wenn man selbst in den weiteren Zusammenhang hineinwuchs, den Kampf auffaßte als „zur Befreiung Deutschlands durch Deutsche“,

so erwartete und erforderte man, daß die Angehörigen der anderen Stämme und Staaten sich der Bewegung anschließen. Schon Anfang Januar 1813 schrieb der alte Blücher an Scharnhorst: „Nicht nur Preußen allein, sondern das ganze deutsche Vaterland muß wiederum heraufgebracht und die Nation hergestellt werden.“ Wenn die Fürsten nicht wollten, so möge man sie samt dem Bonaparte wegzagen. Ganz in diesem Sinne drückte die offizielle Kaiserliche Proklamation des Oberbefehlshabers der verbündeten Heere vom 25. März die Hoffnung aus, kein deutscher Fürst werde der deutschen Sache abtrünnig bleiben und sich also reis zeigen der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen. Ja, man wandte sich über den Kopf der Fürsten fort an die Untertanen. Gneisenau erließ beim Ueber-schreiten der sächsischen Grenze (23. März) in Blüchers Namen einen Aufruf an die Sachsen: „Wir bringen Euch die Morgenröthe eines neuen Tages. Den Freund deutscher Unabhängigkeit werden wir als unsern Bruder betrachten, den irregeleiteten Schwach-sinnigen mit Milde auf die rechte Bahn leiten, den ehrlosen, ver-worfenen Vandalen fremder Tyrannei aber als einen Verräther am gemeinsamen Vaterlande unerbittlich verfolgen.“ Schon vorher war, um Mitstreiter aus dem alten Reich aufzunehmen und Auf-stände in den Rheinbundstaaten zu erregen, auf Betreiben der preu-ßischen Regierung das Lübowische Freikorps errichtet worden. Aber so viel poetischer Schimmer die „wilde, verwegene Jagd“ umgiebt, sie erfüllte an Zahl und Wirksamkeit entfernt nicht die hoch-ge-spannten Erwartungen ihrer Gründer. Statt 100 000, wie etwa Jahn geträumt, wurden es wenig über 3000. Vollends geschlossene fürstliche Kontingente kamen nur sehr wenige und kleine. Wie stark sich der Franzosenhaß in allen Rheinbundstaaten unter dem Volk äußerte, praktische Folgen hatte er zunächst nicht. Auch Oester-reich hielt sich zurück. Den ganzen Frühjahrsfeldzug blieb Preußen mit seinem russischen Verbündeten allein, während Menschen und Hilfsmittel von halb Deutschland dem Feinde zu Gebote standen.

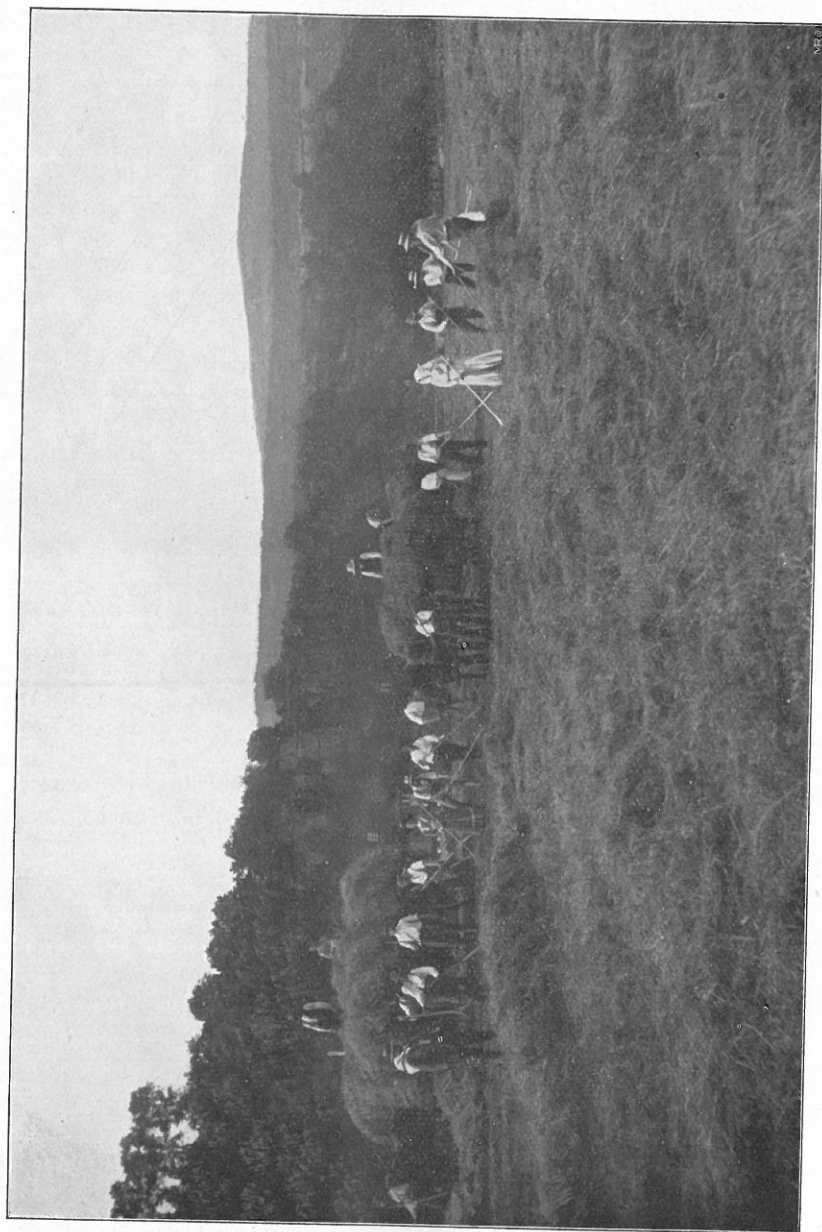
So waren die Aussichten auf ein gutes Ende zunächst alles andere eher als sicher. Aber die Kämpfenden durchdrang doch felsenfeste Zuversicht und Entschlossenheit. Bekannt ist das Wort Fichtes an seine Studenten: „Nicht siegen oder sterben soll unsere Lösung sein, sondern siegen schlechtweg“. Als nach dem unglück-lichen Anfange des Feldzuges der Waffenstillstand geschlossen wurde, der uns heute als Rettung aus höchster Gefahr erscheinen will, klagten die Patrioten auf und ab über die „schwärzeste Trauerbot-schaft“, weil sie fürchteten, ein fauler Friede werde das Ende sein. Es ließen sich Seiten mit Aeußerungen ihres Jornes füllen. Selbst gemeine Soldaten in den Lazaretten rissen an ihren Verbänden und wollten sterben: ihr Leben sei ja doch unnütz. Die Wieder-aufnahme der Feindseligkeiten im August wurde wie eine Erlösung empfunden. Sie erfolgte insofern unter günstigeren Umständen, als Kaiser Franz dem Bunde beitrug. Nur ist es nicht so, daß nun alles einfach die Wirkung äußerer Uebermacht gewesen wäre.

Die zahlenmäßige Ueberlegenheit der Alliierten war überhaupt nur gering und wurde aufgewogen durch die Mängel der Bewaffnung und Rüstung, einigermaßen auch durch die Nachteile ihres getheilten Oberbefehls gegenüber dem einheitlichen Willen des gewaltigen Gegners. Ihre Hauptarmee ist bei Dresden jämmerlich geschlagen worden, hat sich wochenlang nicht aus Böhmen herausgetraut und bei Leipzig zunächst wenigstens keine Erfolge erzielt. Sieg gab es nur, wo die Preußen in erster Linie kämpften mit ihrem Glauben, der Berge versetzte, und ihrer heißen Leidenschaft, bei Großbeeren und Dennewitz, an der Katzbach, bei Wartenburg und bei Möckern, und dann freilich, nachdem diese letzte blutigste Waffenthat die Völkerschlacht entschieden hatte, stellte sich die Uebermacht her, fiel die Fremdherrschaft wie von selbst in sich zusammen. Bald nach der Jahreswende war ganz Deutschland zurückerobert und marschierten seine zum ersten Male seit den Tagen des Mittelalters recht vereinten Heerschaaren nach Paris:

Es schallt der Freien Lobgesang

Vom Ausgang bis zum Niedergang.

Es ist dann nicht lange nur beim Lobgesang verblieben. Als bald mischte sich mißtönender Hader hinein. Die Stimmung des Erhebungsjahres hat in ihrer ganzen Schönheit und Kraft das Erhebungsjahr selbst nicht überdauert. Sie war zu hochgespannt für den Alltag, und vor allem doch sie barg die Keime zu vieler Gegenfälle in sich, die, eben indem das Leben fortschritt, indem alle Verhältnisse bestimmter und klarer wurden, mit Notwendigkeit hervortraten. Die gesteigerte Religiosität mußte zu konfessionellem Hader, das erwachte Interesse am Staat zu Parteilung führen, und unabweislich war die Auseinanderetzung der neuen nationalen Idee mit dem überlieferten Partikularismus. So haben bald gerade die, die sich der Bewegung am leidenschaftlichsten hingegeben hatten, bitter geklagt, daß der Blüte keine Frucht gefolgt sei. Auch ist wirklich dieser und jener hoffnungsvolle Ansatz verkümmert. Die schlichte Volkstümlichkeit ging verloren und kann sich in dem neuen Geschlecht mit seinen verwickelteren Wirtschaftsinteressen und verschiedenartigeren Weltanschauungen so nicht wiederherstellen. Aber wer immer die deutsche Entwicklung der letzten hundert Jahre genauer durchforscht, findet auf Schritt und Tritt die tiefen und dauernden Spuren der großen Zeit. Die Grundlagen unseres heutigen Volkslebens: Allgemeine Wehrpflicht, Verfassung, Reichseinheit weisen sämtlich auf sie zurück. Der Geist von 1813 ging um in der Frankfurter Paulskirche, wo 1849 zum erstenmal ein deutsches Parlament — noch umsonst — einen deutschen Kaiser wählte. Er war mächtig in den Heeren, die 1870/71 auf den Schlachtfeldern Frankreichs dem Kaisertraum dann doch Erfüllung erstritten; und wenn wir noch einmal aufgerufen werden sollten — zum Kampf für unsere Existenz, unsere Ehre, unsere Zukunft, dann möge auch wieder er belebend, siegespendend uns in die Stunde der Entscheidung begleiten. Mit Gott für König und Vaterland!



Kolonialschüler bei der praktischen Arbeit: Heumähen.



Kolonialschüler beim Sport.



Kolonialschüler bei der praktischen Arbeit: Gemüsebau.